

Als es Himmelsbrot regnete: Psalm 105, 39-41

Einleitung

Unser Psalm erzählt den Weg durch die Wüste in drei Versen anhand von drei Szenen: Wolken- und Feuersäule (1), Wachteln und Himmelsbrot (2), Wasser aus dem Felsen (3).

Andreas Köhler-Andereggen (aka) wird die Szenen im Anschluss an die entsprechenden Kapitel im Buch Exodus erzählen, Andreas Fischer (fia) in kurzen Predigten die drei Verse im Psalm kommentieren.

Hören wir diese Verse, 39-41 aus Psalm 105 in der Übersetzung der Zürcher Bibel. Anschliessend singen wir die entsprechenden Strophen des entsprechenden Lieds im Genfer Psalter: „Nun danket Gott, erhebt und preiset“ (RG 66, 1.2.5)

Psalm 105, 39-41:

*39 Gott breitete eine Wolke aus als Decke
und Feuer als Licht in der Nacht.*

*40 Sie baten, und er brachte Wachteln,
und mit Himmelsbrot sättigte er sie.*

*41 Er öffnete einen Felsen, und Wasser floss heraus
und ergoss sich als ein Strom ins dürre Land.*

Lied: „Nun danket Gott, erhebt und preiset“ (66, 1-2.5)

Predigt

1. Szene: Feuersäule und Wolkendecke (Ex 14ff)

aka:

Tags als Feuersäule - nachts als Wolkensäule, dunkel im Hellen – hell im Dunkeln; Gott als Kontrast. Sichtbar, nicht greifbar, als Feuer und Wolke beweglich wie der Geist. So macht Gott sich selbst auf den Weg, zieht voran: tags als Wolke, nachts als Feuer. Geht vor dem Volk Israel her, führt die Flucht aus Ägypten an. Von dort, wo das Volk keine Menschen mehr waren, sondern Sklavenware. Von dort, wo ihre Klagen gegen den Himmel schrien: wegen Ungerechtigkeit, wegen Unmenschlichkeit, wegen Ausweglosigkeit. Gott hatte das gehört, wollte verändern, musste aber langen Atem beweisen. Dickköpfig war der Pharao, mit einem Herz aus Stein. Gott riskierte sogar die Schöpfung für den Neuanfang. Ging selbst nun voran. Ging voran, wo keiner sonst den Weg wusste, hinein in die Wüste, ins Unbekannte, ins Unwirtliche. Und das Volk Israel zog hinterher. Denn sie hatten auf ihrer Flucht einen Fluchtpunkt, im Hellen dunkel - im Dunklen hell. Waren unterwegs auf einem Weg voller Gefahren, voller Angst, voller Sorge. Ägypten sass noch im Nacken. Der Pharao hechelte hinterher, wollte billige Arbeitskräfte nicht verlieren, mit mächtigen Waffen, mit mächtigen Kämpfern. Doch die Wolkendecke schob sich zwischen Israel und Ägypten, schob sich zwischen Macht und Ohnmacht, bis sie ans Meer kamen. Das Meer teilte sich, trockenen Fusses kommt das Volk Israel hindurch. Und das Meer schliesst sich, Ross und Reiter der Mächtigen ertrinken. Gewalt und Tod, Freiheit und Neuanfang. Freiheit zahlt einen hohen Preis. Israel jubelt und singt aber, weil nicht mehr über sie verfügt wird. Sie sind frei. So singen sie das Lied nicht als Sieger. Sie singen das Lied der Befreiten. Sind neu geboren. Weil Gott im Hellen dunkel und im Dunklen hell ist, konnten sie in die Freiheit ziehen, sowohl tags als auch nachts.

fia:

Poetisch verdichtet und voller Andeutungen an die biblische Tradition hat Andreas Köhler-Andereggen die Flucht aus Ägypten nacherzählt.

Gott erscheint in dieser Erzählung als Kontrast, als Gegensatz zum Gegebenen.

Er zeigt sich als Licht, wenn es Nacht ist. Das ist ein vertrautes Bild, es taucht in vielen religiösen Texten auf.

Wer mit Zuständen der Schwermut vertraut ist, in denen die Seele sich verdunkelt, der weiss möglicherweise auch um die tröstliche Kraft solcher Bilder, wo Licht durch die Wolken bricht oder durch eine Luke in ein düsteres Zimmer schimmert. „*Die Nacht ist licht wie der Tag*“, dichtet David im 139. Psalm.

Es ist dies das Licht der Feuersäule.

Irritierender ist die umgekehrte Erfahrung: Dass Gott sich am helllichten Tag in einer Wolkensäule offenbart dunkel ist, dass Gott gleichsam dunkel ist.

„*Gott ist Finsternis trotz allen Lichts*“, sagt der mittelalterliche Mönch und Mystiker Meister Eckehart mit einer extrem paradoxen Wendung, die im Kontrast zu all dem steht, was man von Gott sonst so zu wissen meint.

„*Gott ist Finsternis trotz allen Lichts*“: Dieser Satz, scheint mir, ist bedenkenswert in der Zeit, in der wir leben. Da gibt es kaum mehr verborgene Nischen. Kaum mehr Geheimnisse. Kein Dunkel nirgends. Überall leuchtet Licht, die nächtliche Lichtverschmutzung scheucht die Vögel auf aus ihren natürlichen Rhythmen, sie verlieren die Orientierung; und wir Menschen, wir werden so unnatürlich gläsern im Internet, im Facebook, alles wird sichtbar, alles wird transparent, wenn nicht für die Geheimdienste, dann ganz sicher für die Marktforschung, die immer weiss, was einen interessiert, was einem weiterhilft, was für einen gut ist.

Dabei geht der Kontakt zur eigenen Tiefe verloren, zu den Träumen, zur Intuition, zu den wahren Bedürfnissen, die eben aus dem Dunkel auftauchen, aus den Nieren, dem Mutterschoss, wie die Bibel sagt. Gott selber wohnt dort, er ist „Finsternis, trotz allen Lichts“.

Ein Detail sei in diesem Zusammenhang noch erwähnt: In der ursprünglichen Exodusgeschichte geht Gott seinem Volk voran als Wolkensäule. Im Psalm 105 aber ist nicht von einer Säule, sondern von einer Decke die Rede: „*Gott breitete eine Wolke aus als Decke*“, heisst es da. Das Bild verschiebt sich also und mit ihm auch das Gottesbild:

Gott ist nicht die leitende, voranschreitende Macht, der es nachzufolgen gilt. Gott ist vielmehr ein beschützender Mantel, die mich umhüllt in mütterlicher Wärme.

Der voranschreitende Gott ruft in die Nachfolge, wer eigene Wege geht, läuft Gefahr, sich in der Wüste zu verirren. In der Gottheit, die ihre Wolkendecke über mir ausbreitet, bin ich geborgen, geliebt und gesegnet, wohin immer ich gehe, aus Gnade, allein aus Gnade...

2. Szene: Wachteln und Himmelsbrot (Ex 16)

aka:

Die Fleischtöpfe in Ägypten – da war wenigstens was drin. Da wurde man satt. Und jetzt schieben sie in der Wüste Hunger, die Befreiten. Wenn frei sein bloss bedeutet, nichts zu haben, dann verklärt sich das Früher noch schnell. Gott aber zeigt sich als guter alter Bekannter. Regt sich nicht auf, sondern hört zu, ist da. Gott, der gute alte Bekannte, wie er sich bei Mose vorgestellt hatte, als Gott von Abraham und Sara usw.

Gott hört zu und spricht. Und da kommen Wachteln am Abend geflogen, die das Volk Israel fängt. Und da gibt es Brot am Morgen, was das Volk Israel einsammelt. Das gibt es in der Wüste, wenn im Frühjahr die Wachteln nach Norden ziehen und müde in der Wüste Pause machen. Wenn das Sekret von Schildläusen nachts fest wird und es süsse Kügelchen gibt. Und doch, das alles geht weit über das Verstehen hinaus, erzählt von der Tiefe des Lebens. Gott zeigt sich in der Wüste als Schöpfer der Welt, sorgt sich wie eine Mutter um ihre Kinder, gerade weil Menschen dort selbst nicht sorgen können. Wachteln kommen also

geflogen, und Himmelsbrot sättigt. Erinnert dabei ans gebackene Brot beim Auszug, schenkt diesen Geschmack von Freiheit. Was damals bitter war, ist nun süß.

Und doch müssen die Befreiten lernen, wie Kinder. Es ist bloss gegeben fürs Jetzt, nicht für morgen. So verdirbt das Essen denen, die zu viel sammeln. Das Leben findet jetzt statt, das ist Freiheit. Wie zur Freiheit die Ruhe gehört. Am siebten Tag der Woche, da gibt es nichts, keine Ladenöffnungszeit in der Wüste. Allein dort wird Gott mal ungehalten, nicht wegen des Murrens, sondern weil Offensichtliches nicht klar scheint. Den Ruhetag braucht es und der soll gefeiert werden: am sechsten Tag also doppelt so viel sammeln, und dann kochen, was Freude macht. Denn was bitter war, ist nun süß, Himmelsbrot halt, Freiheit, die schmeckt.

fia:

*„Sie baten, und er brachte Wachteln,
und mit Himmelsbrot sättigte er sie“ –*

so lautet der 40. Vers unseres Psalms; er fasst die Geschichte von den Wachteln und dem Manna zusammen, die Andreas Köhler-Anderegg eben erzählt hat.

Im hebräischen Urtext allerdings heisst es nicht: „Sie baten“, sondern: „Er bat, und er brachte Wachteln“. Der Befund ist zwar irritierend, aber gemäss dem Urtext sind es tatsächlich nicht die Menschen, sondern ist es Gott, der hier bittet.

Gott, der sonst in unserem Psalm „setzt, sendet, spricht, schlägt, zerbricht, verwandelt, hinausführt“ usw.; Gott, der der allmächtige Akteur des Weltgeschehens zu sein scheint; Gott wird hier, in der Wüste, zum Bittenden. Er bittet die Wachteln, sich hinzugeben als Speise für das hungernde Volk.

Wenn man so zum Urtext zurückkehrt, ist es, als blicke man einen Augenblick lang in den Ursprung – und sehe dort die ursprüngliche Würde der Wachteln, ein Würde, die nicht nur uns Menschen, sondern allen Wesen der Schöpfung einwohnt. Es ist, als blicke man hinter die Fleischproduktion von Massentierhaltungen, von Schlachthöfen, von Hühnerbatterien, hinter die ganze Tiernutzungsindustrie hinein in jene Welt, wo Gott der Bittende ist und die Wachteln und alle Wesen absolut würdig und radikal frei.

Gott wird zum Bittenden. Er lebt, was die Menschen in der Wüste lernen. Die Wüste ist der Ur-Ort aller Gottsucher, die Ur-Metapher für jenen Zustand, wo aller Besitz, alle Pläne, alle Kenntnis, wo das ganze satte Ego sich auflöst in die leere, weite Unendlichkeit Gottes. Der schon erwähnte Meister Eckehart sagt mit einer weiteren seiner paradoxen Formulierungen:

*„Je mehr du in dir selbst in einer Wüste stehst
und unwissend aller Dinge,
um so näher kommst du dem,
der da alle Dinge ist.“*

Das Volk erhält, haben wir gehört, Brot und Wachteln für einen Tag. Es gilt allein die Bitte ums tägliche Brot. Der morgige Tag wird für das seine sorgen. Morgen für Morgen erwacht man mit leeren Händen.

Das Brot, das da vom Himmel fällt, heisst Manna, das hebräische Wort „Ma na“ bedeutet auf Deutsch: „Was ist das?“ Zum Nicht-Besitz gesellt sich also das Nicht-Wissen. Man wird in der Wüste, mit den Worten Eckeharts, „unwissend aller Dinge“.

Auf diese Weise lehrt die Wüste die Menschen zu vertrauen. Zu vertrauen auf Gott, vielleicht, aber vor allem: zu vertrauen WIE Gott, der mit uns unterwegs ist auf all unseren Wüstenwegen, mit uns suchend und fragend und bittend: Unser tägliches Brot gib uns heute!

3. Szene: Sprudelnder Felsen (Ex 17)

aka:

Der arme Mose. Das Volk hat Durst und Mose nichts zu trinken für sie. Mose hat Schuld, sagt das Volk. Mose hat Angst um sein Leben, wendet sich an Gott, wobei wenden nett ausgedrückt ist. Mose schreit zu Gott. Die Argumente wiegen schwer: In Ägypten, da hat es zu trinken gegeben. Doch nun haben die Menschen Durst. Die Kehle ist trocken, das Leben fließt nicht mehr. Da nützt alle Freiheit nichts. Und Durst geht über Hunger hinaus. Nichts ist elementarer als Wasser. Es geht um alles oder nichts. Das Volk Israel tritt aber langsam aus seinen Kinderschuhen heraus, wird mehr und mehr zum Gegenüber Gottes. Bisher, so heisst es in den Geschichten, habe Gott das Volk geprüft. Doch nun prüft das Volk Gott. So ist das halt in Beziehungen, sie sind keine Einbahnstrassen.

Doch Gott bringt das alles nicht aus der Ruhe, nimmt es cool. Der gute alte Bekannte namens Gott ist halt geduldig, langmütig. „Nimm den Stab mit“, sagt Gott, „mit dem du das Meer geteilt hast. Und nimm Älteste aus dem Volk mit, denn es geht ja das Volk als Ganzes an. Dann geh voran bis zum Felsen, auf dem ich stehen werde. Und dort bekommt ihr Wasser.“ Klare Anweisungen, als ob alles so einfach wäre. Dabei nimmt Mose nun die Rolle der Wolken- und Feuersäule ein, geht voran. Doch was bleibt ihm auch anders übrig. Am Felsen nimmt er den Stab, und wirklich: Wasser sprudelt heraus. Leben bekommt Perspektive, weil Wasser fließt.

Gott selbst steht dafür ein. Gott hat sich dem Leben zugewendet. Ja, viel mehr, Gott hat seine Dienstbereitschaft gezeigt, hat nicht nur die Probe bestanden, sondern gezeigt, dass Gott den Bund mit den Menschen ernst nimmt, lebendiges Wasser schenkt.

fia:

Vom Brot, das vom Himmel regnet, ist im Buch Exodus die Rede. Mit einer subtilen Verschiebung macht unser Psalm daraus „Himmelsbrot“:

„Mit Himmelsbrot sättigte er sie“, heisst es im 40. Vers. (An anderer Stelle (Ps. 78) ist von Himmelskorn und vom panis angelicus, dem Engelsbrot die Rede). Brot ist mehr als „Brot allein“, mehr als tote Materie, es duftet, möchte man sagen, himmlisch, es schmeckt nach Gott.

Dasselbe gilt fürs Wasser, von dem in der Szene vom sprudelnden Felsen die Rede ist, die Andreas Köhler-Anderegg soeben nacherzählt hat.

„Die Kehle ist trocken, das Leben fließt nicht mehr“, hat Andreas Köhler gesagt. Tatsächlich hängt beides, die trockene Kehle und das nicht mehr fließende Leben zusammen. Das hebräische Wort für Kehle bedeutet auch Seele, bedeutet im umfassenden Sinne Leben.

Entsprechend ist Wasser elementares Elixier, das die Kehle befeuchtet und zugleich, wie Jesus sagt, ins ewige Leben hinein sprudelt. Auch vom Wasser gilt: Es ist mehr als Wasser allein.

Auch diese Verschiebung vom Wasser allein zum lebendigen Wasser vollzieht sich subtil in unserem Psalm. Ursprünglich, in der Exodusgeschichte, wird nur erzählt, dass Mose mit seinem Stab an den Fels schlägt, dass Wasser herausquillt, dass das Volk trinken kann.

Im Psalm hingegen heisst es, Gott selber öffne den Felsen, und es sei ein Strom, der sich in die Wüste ergiesse. Da geht es um mehr als nur das Stillen von Durst,

- da geht es um Leben, das aus starren Strukturen hervorbricht, um Grünkraft, die sich ausbreitet über verwüstetes Land.

- Da geht es um Aufbrüche in unserer Kirche, nach denen man sich sehnt, ohne sie zu sehen, um das Erwachen der „toten Christenheit aus dem Schlaf der Sicherheit“.

- Da geht es um die Arbeit des HEKS in desertifizierten Zonen Afrikas, den Eukalyptus-Monokulturen im Cerrado, den neuen Gärten im Auzelg, denen unsere heutige Kollekte zukommen wird.

- Da geht es um Aufbrüche in der eigenen Biografie – aus Gewohnheiten, aus Ängsten, aus Zwängen.

- Da geht es um verschlossene Seelen, die sich auftun, die „Gabe der Tränen“ nach Phasen der „Trockenheit“ auf dem geistlichen Weg.

Alles, was verschlossen ist, öffnet sich, alles, was Fels ist, kommt endlich ins Fliessen. Es ist das „fliessende Licht der Gottheit“ (Mechthild von Magdeburg), das sich über unsere Seelen ausgiesst, das Dürres belebt, Erstarrtes erlöst.

*„Gott öffnet einen Fels, und Wasser strömt heraus
und ergiesst sich als ein Strom ins dürre Land.“*
Amen.

Zürich-Schwamendingen, 11. August 2013
Andreas Köhler-Anderegg (aka) und Andreas Fischer (fia)